

Zitierhinweis

Pečar, Andreas: Rezension über: G. W. Bernard, Who Ruled Tudor England. An Essay in the Paradoxes of Power, London: Bloomsbury Academic, 2022, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 50 (2023), 2, S. 350-351, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/3305b1b59e9542739120e04429dd523f>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

nimmt, der für das 16. und frühe 17. Jahrhundert von einer intensiven „elite-level diplomatic sociability“ ausgeht (111, 121 f.), ist unklar. Zumindest für die Zeit ab Mitte des 17. Jahrhunderts lässt sich sagen, dass diplomatische Kommunikation hier vor allem über Mittler stattfand.

Wesentliches Element der Diplomatie in Istanbul war das Überreichen von Geschenken, ein Phänomen, dem sich Tracey Sowerby und Christopher Markiewicz in ihrem gemeinsamen Beitrag sowohl aus europäischer wie auch aus osmanischer Perspektive widmen. Mit Nachdruck wenden sie sich gegen die in der Forschung häufig vertretene Vorstellung, das Geschenkwesen am Sultanshof habe sich von demjenigen in Europa so grundlegend unterschieden, dass es für europäische Betrachter völlig unverständlich geblieben sei und permanent zu Missverständnissen geführt habe. Stattdessen schlagen sie vor, von verschiedenen Sprachen des Schenkens auszugehen, die zwar jeweils eigenen Logiken folgten, zwischen denen es aber zahlreiche Formen der Interaktion gab und die von den Akteuren auch sehr bewusst genutzt wurden.

Etwas konfus ist die Argumentation im Beitrag von Daniel Bamford, der zunächst angibt, dass die „religious identity“ der Gesandten ihr diplomatisches Handeln maßgeblich geprägt habe, dann jedoch konstatiert, dass Religion in der Praxis kaum eine Rolle gespielt habe. Thematisch heraus fällt zudem der Beitrag von Talitha Maria Schepers, die sich mit der Entstehung zweier Druckserien des niederländischen Künstlers Pieter Coecke van Aelst befasst. Coecke war 1533 im Gefolge des kaiserlichen Botschafters Cornelis de Schepper nach Istanbul gereist und hatte dort offenbar tiefen Einblick in den diplomatischen Alltag gehabt. Ob seine Bilder anschließend aber wirklich zur Diplomatenausbildung genutzt wurden, wie Schepers angibt (101), lässt sich nur schwer beurteilen.

Mit seinem Ansatz, die Besonderheiten der Diplomatie in Istanbul herauszuarbeiten, ohne das Osmanische Reich als Sonderling zu exotisieren, bewegt sich der Sammelband argumentativ auf der Höhe der Zeit. Diplomatie hatte in der Frühen Neuzeit eben viele Gesichter und war nicht auf das beschränkt, was in Paris, Madrid oder Rom geschah. Vor allem diejenigen Beiträge, die sich konsequent auf die diplomatische Praxis konzentrieren, können deutlich zeigen, wie tief Istanbul mit seinen Nachbarn – in Ost und West – diplomatisch verflochten war. Etwas schade ist, dass nicht noch mehr Beiträge eine osmanische bzw. allgemein eine nichteuropäische Perspektive einnehmen. Selbst der Osmanist Zahit Atıl stützt sich vor allem auf europäische Quellen. Allerdings sind einem Sammelband dieses Umfangs inhaltlich und thematisch natürlich auch Grenzen gesetzt. Es bleibt daher zu hoffen, dass er als Vorbild für weitere Studien dienen wird – das Potential dazu hat er in jedem Fall!

Florian Kühnel, Mainz

Bernard, George W., Who Ruled Tudor England. An Essay in the Paradoxes of Power, London [u. a.] 2022, Bloomsbury Academic, 231 S., £ 85,00.

Bernards Buch ist unkonventionell im besten Sinne des Wortes. Im Mittelpunkt steht eine zentrale Frage zu politischer Herrschaft generell, die seit den 1950er Jahren insbesondere für das England des 16. Jahrhunderts grundlegende Debatten ausgelöst hat, auf welche Bernard in systematischer Weise Bezug nimmt: Wer regierte England unter den Tudorkönigen? Bei der Erörterung dieser Frage greift er Edward Hallett Carrs grundlegendes Diktum auf, dass man sich als Historiker nicht zuerst mit Fakten beschäftigen müsse, sondern mit denjenigen Historikern, deren Erzählungen und Interpretationen im Umlauf seien. Aus diesem Grund besteht der erste Teil des Buches aus den Lebens- und Werkgeschichten von sieben Historikerinnen und Historikern, die in den vergange-

nen Jahrzehnten in maßgeblicher Weise die Debatte um die Herrschaftspraxis im England der Tudorzeit geprägt haben. Dabei ist der Dreh- und Angelpunkt dieses „Essays“ Geoffrey Eltons Erzählung einer „Tudor Revolution in Government“ unter Thomas Cromwell, mit der Elton die Zurückdrängung des Adels aus der politischen Entscheidungsfindung, die Emanzipation politischer Beratung von höfischer Einflussnahme durch die Bedeutungssteigerung des Privy Council und damit verbunden die Professionalisierung von deren Mitgliedern verbindet. Bernard steht dieser Interpretation – wie zahlreiche weitere Historiker – ablehnend gegenüber und listet in seinem Buch zahlreiche plausible Argumente auf, um diese Deutung zurückzuweisen. Doch er tut dies – daher nennt er seine Veröffentlichung „Essay“ – auf sehr persönliche Weise, indem er in seiner eigenen Forscherbiographie auf die entscheidenden Etappenschritte verweist, die ihn aufgrund seiner empirischen Untersuchungen (eine Arbeit über die Earls of Shrewsbury in der Regierungszeit Heinrichs VIII.) dazu veranlassten, ein anderes Bild der Tudorherrschaft für plausibel zu halten und Königsherrschaft zumindest für die Zeit der Tudors nicht, wie Elton, weitgehend gleichzusetzen mit Verwaltung.

Bernard nimmt die Tudorkönige als persönliche Träger der Herrschaft ernst, deren Herrschaftsanspruch zumindest so lange unangefochten blieb, wie er konkurrenzlos war und die Könige zur eigenständigen Herrschaft in der Lage waren, was weder bei Heinrich VII. noch bei Eduard VI. noch bei Elisabeth I. ohne Weiteres der Fall war. Die politische Agenda, wenn es denn eine gab, bestimmten sie selbst; sie waren kein Spielball von Hofparteien oder einzelnen Ministern, schon gar nicht sei England eine „monarchical republic“ gewesen“ (37). Sie regierten allerdings auch nicht allein. Ihre Herrschaft vollzog sich stets im Austausch mit den Eliten des Landes, insbesondere als „partnership between the crown and the landed classes“ (62) sowie der „political nation“ insgesamt, wie sie im Parlament jeweils zusammentrat. Damit waren der Herrschaft der Tudors enge Grenzen gesetzt – bei der Besteuerung der Untertanen und Landbesitzer, beim Aufbau einer schlagkräftigen Armee oder einer konkurrenzfähigen Flotte. Bernard sieht die Königsherrschaft der Tudors dadurch charakterisiert, dass sie stets im Rahmen dieser engen Grenzen verblieb und die Monarchen – im Unterschied zu anderen europäischen Herrschern im 16. Jahrhundert – nichts unternahmen, um die Grenzen im Sinne einer Intensivierung der Herrschaft und einer Ausweitung der Ressourcen dauerhaft zu verschieben. Sie taten dies nicht, weil es nicht notwendig war, um sich in Europa zu behaupten. Welche Revolutionen auch immer den Staatsbildungsprozess im 16. Jahrhundert in Schwung hielten, eine „military revolution“ oder eine „revolution in government“ fanden in Tudorengland Bernard zufolge nicht statt: „the Tudors succeeded in getting by without needing fundamental reforms“ (126).

All diese Kompromisse der in die Herrschaft eingebundenen Akteure zusammengekommen nennt Bernard „Paradoxien der Macht“: „how power is everywhere, but also nowhere“ (48, 184). Und auch wenn Bernard mit seinem Buch insbesondere den Charakter der Tudormonarchie in England beschreiben möchte, hat es für den Leser den Anschein, dass seine Beschreibung letztlich die Strukturbedingungen frühneuzeitlicher Monarchien generell auf treffende Weise wiedergibt. Die Herrschaftspraxis der Tudors, wie Bernard sie deutet, war wohl weniger die Ausnahme denn die Regel.

Andreas Pečar, Halle a. d. S.